

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

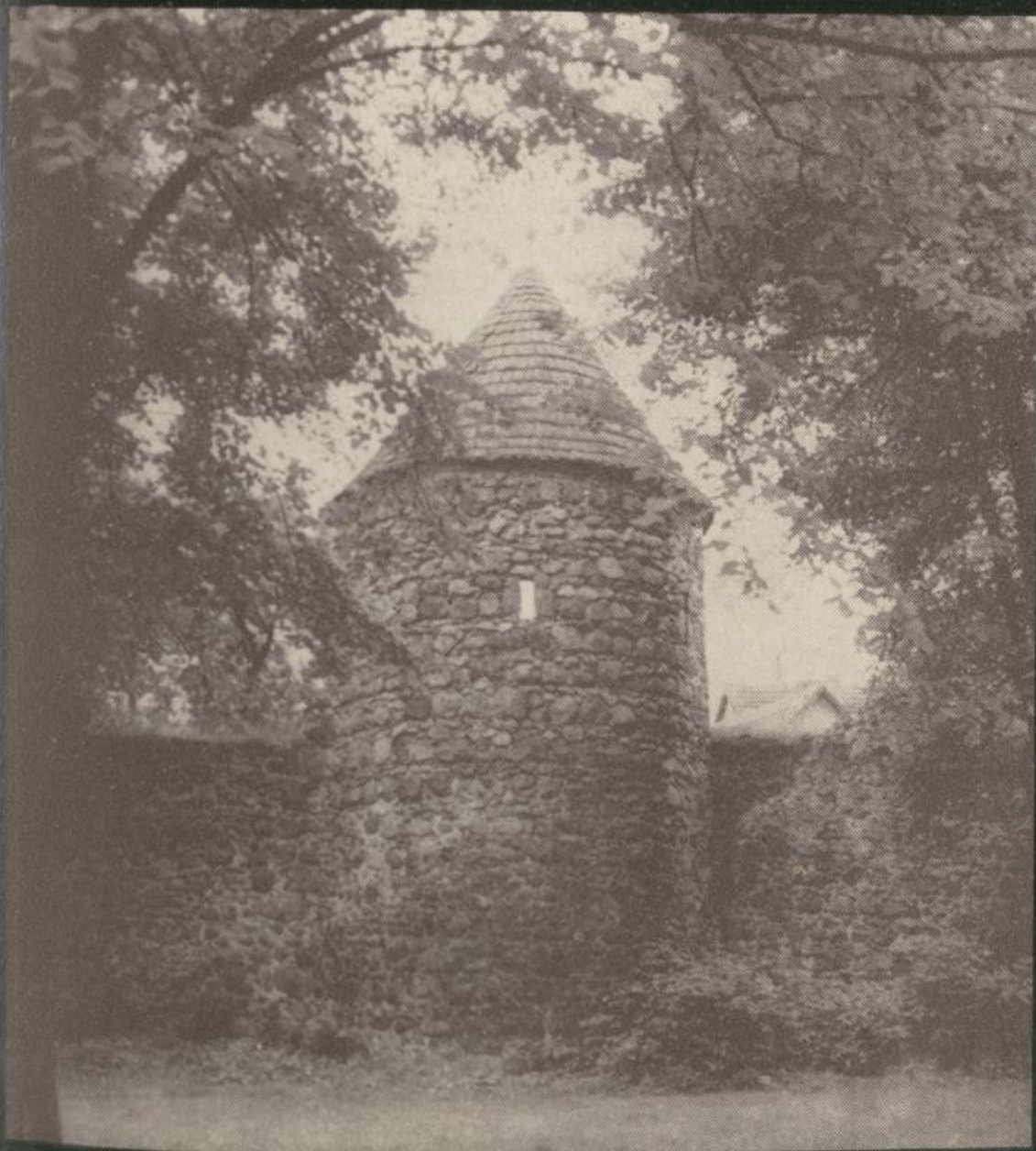
## **Unsere Heimat 1956**

9 (1956)

*Unsere*

# HEIMAT

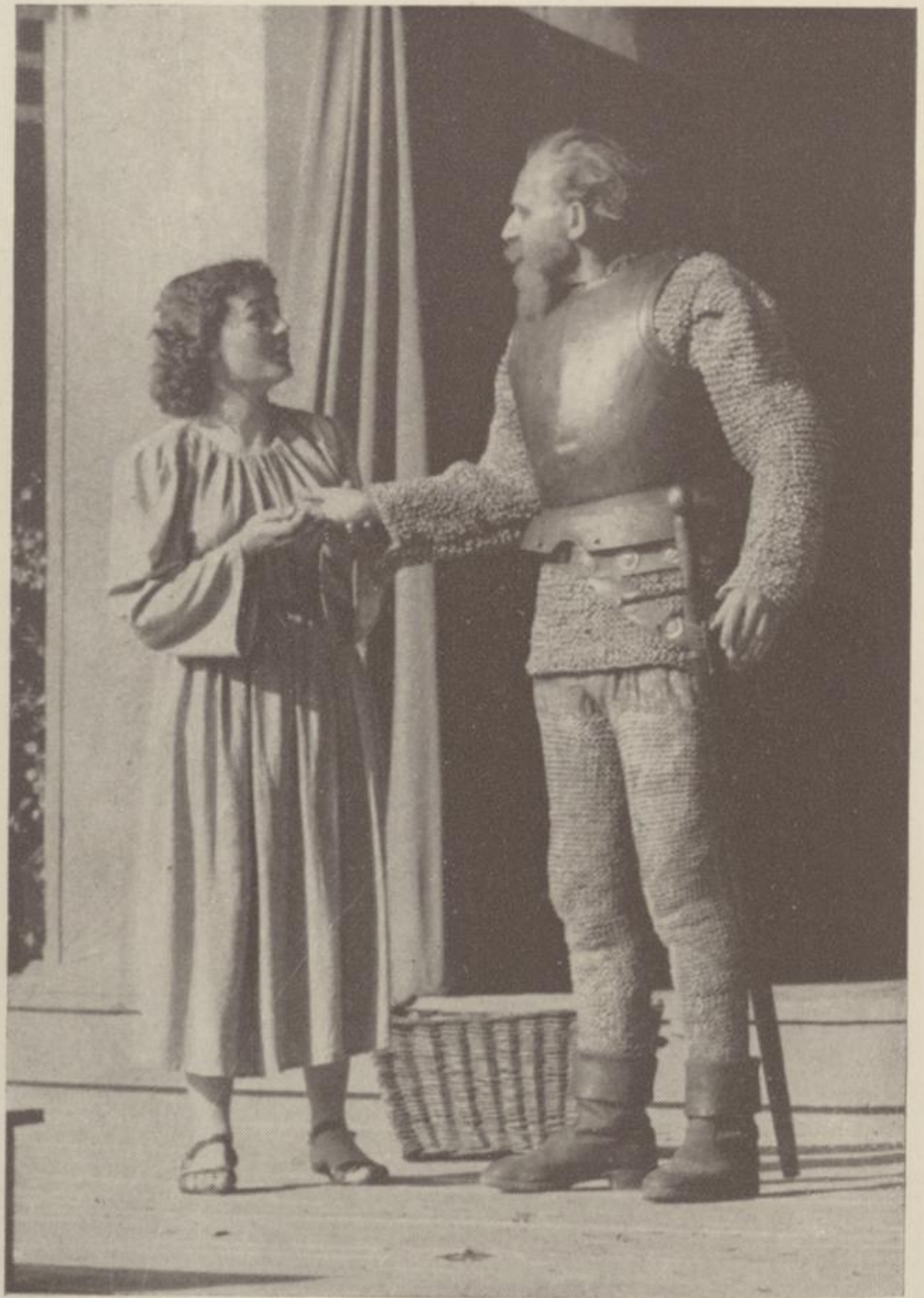
*Blätter aus der Prignitz*



1956

9







## VORWORT DER REDAKTION

Bis zum Ende des Jahres 1955 konnte die Redaktion 9 Hefte vorlegen, die sich in ihrem Inhalt fast ausschließlich auf den jetzigen Verwaltungskreis Perleberg beschränkten. Ab Januar dieses Jahres erscheint „Unsere Heimat“ mit dem Untertitel „Blätter aus der Prignitz“. Damit hatte sich die Redaktion eine Aufgabe gestellt, die von vielen begrüßt wurde, sollte doch nun die ganze Prignitz, die verwaltungsmäßig in verschiedene Kreise aufgeteilt ist und deren Teile zu drei verschiedenen Bezirken gehören, durch die Zeitschrift endlich eine Verbindung erhalten. So stellten wir uns die Aufgabe, die kulturelle und sprachliche Einheit der Prignitz zu erhalten und zu pflegen.

Aber diese Arbeit konnte unter den bisherigen Voraussetzungen nur Stückwerk sein.

Nun ist es uns gelungen, Freunde in allen Prignitzer Kreisen zu finden, und so können wir mit vereinter Kraft an die Lösung dieser Aufgabe gehen. Das Ergebnis der ersten gemeinsamen Arbeit liegt vor Ihnen, lieber Leser. Wir sind überzeugt, daß sich unsere Schrift ständig verbessern und interessanter wird. Viele Mitarbeiter und Leser werden hinzukommen und Freude an der Schrift gewinnen. Vielen Prignitzern, die fern von der Heimat sind, ist „Unsere Heimat“ zum monatlich erwarteten Freund geworden, vielen wird sie es noch werden.

Sie, lieber Leser, werden uns gewiß helfen, die Zeitschrift weiter bekannt zu machen.

Im Impressum dieses Heftes (letzte Seite) finden Sie die Anschriften der Verantwortlichen der Redaktionskommissionen aus den einzelnen Kreisen, die Ihre Mitarbeit, Kritik und Ihre Anregungen erbitten.

Über den Buchhandel, die Schulen und über den Kulturbund können Sie „Unsere Heimat“ beziehen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude!



## 1. September – Tag des Friedens!

Nachstehender Artikel scheint uns so recht geeignet zum Tag des Friedens. Nicht nur, weil er uns noch einmal vor Augen führt, wie schrecklich der Krieg auch in unserer Heimat wütete und uns mahnt, unsere Kräfte anzuspannen, um nicht wieder zuzulassen, daß die Verderber des Volkes wieder die Oberhand gewinnen; diese Aufzeichnungen machen uns unsere Kraft bewußt, sie zeigen uns, daß die aufbauenden Kräfte schließlich immer über die Zerstörer-siegen, wenn des Volkes Kraft zum Guten vereinigt ist. S.

WERNER MAYER, PRITZWALK

### Zerstörung und Aufbau des Pritzwalker Bahnhofes

Der mit der Eisenbahn nach Pritzwalk kommende Reisende erhält schon nach seinem Aussteigen aus dem Zug einen Einblick in den Aufbauwillen und die Aufbauenerfolge unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates. Dort wo sich heute ein moderner Bahnhof mit einer großen hellen Empfangshalle, geräumiger Mitropagaststätte, Fahrkartenschaltern, Gepäckaufbewahrung und anderen zum reibungslosen Ablauf des Eisenbahnverkehrs notwendigen Räumen befindet, hatte vor über 11 Jahren der Krieg sein furchtbares Vernichtungs- und Zerstörungswerk vollzogen.

Der faschistische Raubkrieg näherte sich bereits durch den ruhmreichen Einsatz der Sowjetarmee seinem Ende. Pritzwalk war bisher von allen direkten Kriegseinwirkungen verschont geblieben. Das Leben verlief trotz der großen Zahl von Menschen, die infolge des Krieges ihre Heimat verlassen mußten und Unterkunft in der Stadt gefunden hatten, durchaus noch normal. Der Personenverkehr auf der Eisenbahn war auf Kosten der Beförderung kriegswichtiger Güter eingeschränkt. Die Zahl der Güterzüge war gestiegen. Güterwagen standen hinter- und nebeneinander auf den Abstell- und Rangiergleisen. So auch am 15. April 1945, nur mit der Besonderheit, daß auf einem der Güterzüge sich eine Ladung V-Waffenmunition befand. Am Abend dieses 15. April 1945, es war kurz vor 21 Uhr, gaben, wie so oft in den letzten Kriegstagen, die Warnsirenen Voralarm. Ein Teil der Bevölkerung sah sich in einem dicht am Bahnhof gelegenen Kino ein Lustspiel an, das eigentümlicherweise den Titel „Es fing so harmlos an“ hatte. Aus dem Voralarm wurde Alarm. Die Menschen verließen ihre Wohnungen und gingen mit der notwendigsten Habe in die Luftschutzkeller. Die anglo-amerikanischen Flugzeuge näherten sich der Stadt. Die in der Nähe des Bahnhofes stationierten Flakgeschütze begannen zu schießen als die Bomberformationen die Stadt überflogen. Leuchtraketen und Weihnachtsbäume hingen am Himmel und tauchten die Stadt in ein grelles unwirkliches Licht. Im Kino ging die Vorstellung weiter. Die Flug-





Aufn.: Scherer. Pritzwalk

*Neues Bahnhofsgebäude in Pritzwalk*

zeuge kamen im Gleitflug herunter und eröffneten aus Maschinengewehren und Bordkanonen das Feuer auf die Bahnhofsanlagen. Ein mit Stroh beladener Güterwagen stand bald in Flammen. Das Feuer griff um sich. Weitere Güterwagen begannen zu brennen. Plötzlich eine gewaltige Exploision. Eine kilometerweit zu sehende Feuer- und Rauchsäule stieg gegen den Himmel empor. Fast sämtliche Fensterscheiben in der gesamten Stadt zersprangen mit einem Schlag. Ganze Eisenbahnwaggons wurden durch die Luft geschleudert und landeten bis zu 300 Meter entfernt auf den Häusern und in den Straßen. Räder, Achsen, Waggonteile prasselten überall in der Marktstraße und auf dem heutigen Platz der Einheit herunter. Der Bahnhof, das Bahnhofshotel, das Kino und eine Anzahl von Häusern am Bahnhof stürzten zusammen und begruben unter ihren Trümmern Männer, Frauen und Kinder. Der Bahnhof war ein rauchendes Trümmerfeld. An einer Stelle befand sich ein hausgroßer Trichter. Nur der Wasserturm aus Beton wurde kaum in Mitleidenschaft gezogen. 60 Tote forderte dieser kalte, trockene und windige Aprilabend. Die Einwohner saßen frierend in den feuchten Kellern bis zum Grauen des neuen Tages. Am Vormittag mußten alle Einwohner ihre Wohnungen und die Stadt verlassen, da man weitere Explosionen der V-Munition befürchtete. Mit der allernotwendigsten Habe, mit Koffern, Kinder- und Handwagen zog alt und jung nach allen Himmelsrichtungen



hinaus, um erst am späten Nachmittag wieder zurückkehren zu dürfen. Wenige Tage nach der Kapitulation unter Führung des sowjetischen Kommandanten begannen Angehörige der Sowjetarmee, Eisenbahner und andere Werktätige mit den Aufräumarbeiten. Bald waren die Gleisanlagen notdürftig hergerichtet und auch die für die Versorgung der Stadt Pritzwalk lebenswichtigen und notwendigen Güterzüge fuhren. In einer Baracke wickelte sich bis zur Fertigstellung des neuen Empfangsgebäudes der Bahnbetrieb ab. Im Jahre 1950 wurden zwei neue Stellwerke erbaut und das gesamte Signalsystem voll elektrifiziert. Der Neubau wurde 1954 begonnen und am Ende des Jahres 1955 dem Verkehr übergeben. 900 000,— DM stellte unsere Regierung für den Bau zur Verfügung. Unsere Eisenbahner leisteten im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes über 1500 freiwillige Arbeitsstunden. Die Bürger der Stadt Pritzwalk eine weit größere Zahl bei der Herrichtung des Bahnhofsvorplatzes. Empfangsgebäude und Vorplatz bilden ein Schmuckstück der Stadt Pritzwalk und sind ein Wahrzeichen unseres sozialistischen Aufbaus, einer neueren besseren Zeit unseres Volkes in Frieden und Freundschaft.



Aufn.: A. Hoppe, Perleberg

*Idyll in Putlitz*



ARTHUR GRÜNEBERG, LENZEN

## Hermann Graebke

In mehreren Heften der Zeitschrift „Unsere Heimat“ sind schon Gedichte von Hermann Graebke abgedruckt worden; aber nur wenige wissen, wer Hermann Graebke, dieser Prignitzer Heimatdichter, war. Darum habe ich mich bemüht, für das Lenzener Heimatmuseum alles Wissenswerte über ihn zusammenzutragen, und ich möchte auch den Freunden unserer Zeitschrift eine möglichst vollständige Zusammenstellung sowohl des Lebenslaufes als auch seines Schaffens geben. Die eingestreuten plattdeutschen Texte sind seinen Vorreden bei der Herausgabe der verschiedenen Gedichtbände entnommen, um Graebke möglichst direkt zu uns sprechen zu lassen. Die Nachforschungen in den hiesigen Lenzener Kirchenbüchern durch Herrn Unger ergaben, daß das Geschlecht der Graebkes zum erstenmal bereits im Jahre 1654 erwähnt wird. Diese Vorfahren schrieben sich damals noch „Gräpke“ und waren Schuster, in zwei Generationen Tuchmacher und Schneidermeister. Hermann Graebkes Vater war von 1818 bis 1856 Elementarlehrer an der Lenzener Stadtschule. „Unkel Graebke“ wohnte in dem breitesten der vier Häuser, dem dritten neben der Schule, in einer der ältesten Straßen unserer Stadt, der früheren Kalandsgasse, jetzt Schulstraße genannt. Sie sieht heute nicht viel anders aus als vor hundert Jahren.

Den grünschimmernden Schlafrock zusammenhaltend, Schlappen an den Füßen, „een lang Piep“ im Mund, so eilte Vater Graebke mit trippelnden Schritten die Straßen entlang zu Tante Müller, die im Haus neben der Schule wohnte. Meist gesellte sich noch Großmutter Vogelsang dazu, und unter Pfeifensaugen und Rauchauspusten des alten Graebke wurde ein gemütlicher Schnack gehalten und Jugenderinnerungen wurden ausgetauscht. In diesem Milieu fand sein Sohn Hermann schon damals reichlich Stoff zu seinen späteren humörvollen plattdeutschen Dichtungen. Über seinen Lebenslauf schreibt Hermann Graebke selbst folgendes:



„Am 22. Juli 1833 bün ick to Lenzen an de Elw geboren, wo mien Vadder Lehrer wär. Gern har ick eenen Beruf wählt, bi den ick in Feld un Wald mien Beschäftigung fünn; doch Vadder wär dormit nich inverstohn. Ick kem in de Präparandenschol to Lenzen un spärer up dat Seminar to Potsdam. To mien Präparandentied wär ick, soväl ick künn, in de freie Natur. Oft stünn ick inn Hochsommer mit den Dag up, güng an de Elw orer an den Lenzner See un kem tod' Kaffeetied mit een Hand vull Blomen werrer trügg; un nohmiddags, wenn dat Wärer nich gor to schlecht wär, seet ick mit mien Böker in den Amtsgorden, un immer up de Bank, wo mien herzleew Mudder dat letzte Mol in ehr sorgenvull Leben seeten hett. As ick up dat Seminar wär, güng ick jeden Sünndag, den uns Herrgott werden let, noh de Pfaueninsel to Mudder Friedrichen, de ut Lenzen stammen ded . . . Ostern 1853 verleet ick dat Seminar un kem noh Potlitz. Hier mukt ick mi völ to schaffen, röp eenen Gesangverein un eenen Turnverein int Leben un övernehm von beiden de Leitung. Dabi bleew mi öwerst noch sovöl Tied, dat ick mi een Wiew nehmen un een Jungen up-trecken künn. Da mi in Potlitz dat Geld öwerst immer knapp wär, güng ick noh Berlin, wo ick höllisch völ to verdeenen glöwt. ‚Vievelang‘ bröcht mi de Burgherr von Potlitz no'hn Karstädter Bohnhof un ‚vierte Klass‘ keem ick in Berlin an. Frau un Jung kem'n noh. Mien erst Beschäftigung fünn ick in een ‚Töughterschule für gebildete Stände‘. Dat Gehalt wär gewaltig lütt; ick harr öwerst dat Glück, noh fief Monaten an de ‚Dorotheenstädtische Realschule‘ un spärerhen an dat ‚Andreas Realgymnasium‘ een Stell to kriegen.

Mien leew Heimat leg mi in Berlin immer inn Sinn, un ick füng an, n' poor Schnurren un ok dat, wat min Herz bewegen ded, plattdütsch dolto-schriewen, um Sönnobendsobend, wenn ick mit Fründen tosamen kem, de plattdütsch verstünnen un plattdütsch snacken können, mien Reimerei vörtollesen. Up Toreden let ick de ersten Sachen up mien Kosten drucken, spärerhen fünnen sich Verlegers. Ick heww denn ok een poor Lustspöl schrewen, plattdütsch un hochdütsch un eenen Band Märchen för Kinner. So bün ick allmählich mang de Schriftstellers komen, un ick föhl mi ganz glücklich bi mien Arbeit. Ick heww hier in Berlin völ Festdog fiern künnt: silbern Hochtied, 50jährig Amtsjubiläum un golden Hochtied. Noch goh ick alle Dog in de School, un ick do dat gern . . .“

Wie sehr Hermann Graebke Feld, Wald und Flur und die singende Natur liebte, schildert er in dem Vorwort zu seinem Gedichtband „Prignitzer Vogelstimmen“. Sein Elternhaus grenzte rückseitig an den Lenzener Burgpark. „Lang, lang is't her, as ick noch bi Vaddern un Muddern wär un mi freuen ded öwer dat Frühjohr, wenn dat ankem mit de grönen Blärer, de



dusend Blumen un de völen Vögel. Wat wär'n dat för schöne Stunn'n, wenn ick morgens in mien Komer, in mien lütt Heiligtum upwoken ded un de Sperlings ut ehr Nester unner't Dack rutpiepten un de Drossels hinn'n in'n Amtsgorden so schön schlögen! Wo fix wär ick denn ruter ut dat Bedd un mokt dat Fenster up. Un wenn ick denn werrer in de Posen leg, stimmten se all ehr Led an, de lütten Piepvogels: de Fink, de Grasmück, Schult von Bülow un wo se all mög'n heeten. Wär dat een schön Konzert! De weck säng'n so lustig, de ännern so ernst . . . Jedwermol segg ick mi, dat de lütten Vögel in mien Heimot doch noch völ, völ schöner sing'n as de ganze Berliner Ledertofel . . . Männigmol, wenn dat Wärer schön wär, treckt ick mi, so as dat Morgenrot an'n Hewen upsteg, fix un färig an, schlek mi liesen ut dat Hus . . . Un den güng dat in'n Draw rut vör dat Dor un hen noh die ‚Hexenfohrt‘. Dat wär een langen Groben mit hohe Öwers. De wären bewussen mit Eiken un ännern Böm un völerlei Buschwerk. Wat gew dat hier to hörn! Wo schön säng de Heiderlerch sich rup noh'n Himmel, un wi mit uns Kinnerfantasia, wie stegen mit in de Höcht un keken rin in den Hewen . . . Un de Wachtel, de da in'n Weiten röppt, het gewiß sehn, dat ick mien Hos' tweireten heww. Se schreit jo ümmerto: Flick de Büx! Flick de Büx! Mit ens füng ok de Nachtigall ehr Led to singen an, un ik säd: ‚De is sehr neugierig, un se kickt den Minschen dep in sien Herz rin, un all de Freud un dat Weh, wat se da to sehen kriggt, dat singt se in de Welt rin.‘ — Oft, gor to oft denk ick daran, wo tofreden un glücklich wi wär'n, wenn wi so in dat Gras legen un, de Dag vör uns Ogen un Ohren upleben ded. Ach, ji armen Kinner in de Grotstadt, wat münnen ji entbehren! In'n Winter, wenn all de lütten Sängers weg wärn, leten wie uns von de Kreihen un de Sperlings wat vorschreien un vörpiepen. All Doog paßten wi Jungs up de Kreihen, wenn de gegen Obend anflagen kemen, oft mehr as hundert Stück. Se söchten sich denn ehr Dannen up un mokten dabi een Geschrei, gror as wi, wenn wi unner Lärm un Holt pantüffelgeklapper ut dat Schoolhus kemen. ‚Nu is ehr School ut‘, röpen wi, ‚un nu vertälln se sich, wat se lehrt hem'n un wat in de School passiert is.‘ Wärn de Kreihen weg, denn versammelten sich de Spatzen in de Böm, un da gew dat een Gepiepe un een Vertällen, wer weet wo dull. De Spatzen weeten ok völ Neuigkeiten. Liggen se doch den ganzen Dag up de Strot, un all de Schelmstücken, de se da sehen, piepen se von de Däcker raw . . .“

Aber nicht nur die heimatliche Natur hatte es Hermann Graebke angetan, auch die heimatliche Sprache. Obgleich Lehrer in Berlin, fühlte er sich nur richtig zu Hause unter Freunden und Bekannten, die mit ihm die gleiche Mundart sprachen. Hierüber sagt er: „Is recht trurig, dat dat hüttodoog völ Minschen giwwt, för de all de schönen plattdütschen Sachen keenen Wert



hemmen, un de, wenn se ok in een plattdütsch Land up de Welt komen un da upwussen sünd, sich schämen, plattdütsch to reden, un sich lewer dörch ehr hochdütsch Quasseleien lächerlich moken, as to reden, so as de Schnobel wussen is . . . Liggt doch ok in dis lew Sprok sovöl Sang un Klang un sovöl Kraft un Saft, as in keen äänner! Ik hew mi Möh gewen, de Schriewies de Utsprok antopassen. Dat is öwerst nich so licht, denn de Utsprok is sehr verschieden. In Pritzwalk reden's äanners as in Perlberg, un in Wittenberg werrer äanners as in Lenzen un in Seedörp un Eldenborg. In een Stadt seggen's: ‚ik säd‘, in'n äänner: ‚Ik sä‘ orer ‚ik sä‘; in een Dörp het dat ‚Vadder‘, in een äänner ‚Vorer‘; up een Stell hört man ‚de Er‘ un up een äänner ‚de Erd‘ un mol het dat ‚immer‘, mol ‚ümmer‘. Dato kümmt, dat sich so männig Lud dörch Bookstoben nich werrergewen let. Ik mein öwerst, dat een Prignitzer glik den richtig'n Ton find'n un dat o in ‚hoch‘ ganz äanners utspreken werd as dat o in ‚Korl‘.“

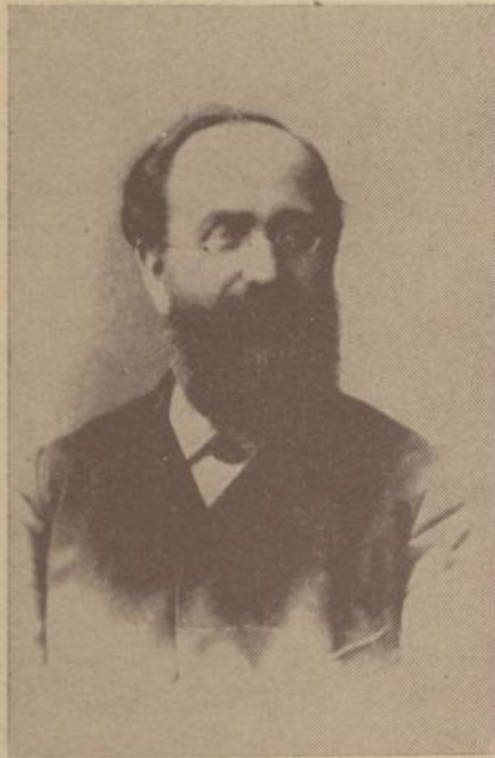
Hermann Graebkes besonderes Verdienst besteht aber noch darin, daß er diese Heimatsprache durch seine Dichtung nicht nur förderte, sondern auch in der Großstadt Berlin einen Verein gründete, der sich die Aufgabe stellte, diese Muttersprache weiter zu pflegen und zu erhalten. Aus dem Verein „Frohsinn“ wurde später der „Prignitzer plattdutsche Verein“, daraus wiederum der „Prignitzer Heimatbund“, der noch bis zum letzten Kriegsjahr 1944 bestand. Seine Schriften gingen auch nach Übersee und wurden in Dörfern und Siedlungen Amerikas und Afrikas, in denen sich viele Auswanderer aus Lenzen, Mödlich, der Wische und andern Prignitzer Dörfern und Städten befanden, gelesen. Auch dort schloß man sich zu Heimatvereinen zusammen. Wie wäre es sonst möglich, daß einem Prignitzer bei einem Besuch in Amerika sogar ein Neger in der Chicagoer Straßenbahn plattddeutsch antwortete und auf die Frage, woher er es verstünde, erwiderte: „Da is mien Muder an schuld.“ Graebke schreibt im ersten Band seiner plattdutschen Gedichte: „In Berlin is en Verein, de nennt sich ‚Frohsinn‘. Do den'n gehörn luter fidele Minschen, Mannslüd un Fruensvolk. De meisten sind Prignitzer. Ick bün ok Mitglied von'n ‚Frohsinn‘ un bün ok en Prignitzer Kind. — Wenn wi Sönnobends Obend tosamm'n kom'n, denn vertälln wi uns gewöhnlich wat von de Heimot, un denn immer sowat, wobi det Hert warm werd un de Gesellschaft in heiter Stimmung kümmt. Worüm ok nich! Traurig's giwwt so wie so to hörn, mehr as to väl. Ick heww mi poor mol dabi makt un en Geschicht, de ick sülwst erlewt heww, orer de ick mi heww vertälln orer vörlegen loten, in Reim bröcht un in'n ‚Frohsinn‘ ton Besten geben.“

In seinem vorletzten Buch, „Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer“, sagt er noch: „Eigentlich wärn de meisten bestimmt för den ‚Prignitzer platt-



dütschen Vereen' to Berlin, de sich de schön Uppgow stellt het, de platt-  
dütsch Sprok to hegen un to plegen, damit se nich verloren geiht, un damit  
ok de Sprichwörer, Kinnerleeder un ännern Schätz, de sich in de hochdütsch  
Sprok noh niks anhörn, för uns lew Vadderland erhollen bliewen . . .“

Daß nicht alle Gedichte gleich wertvoll sind, weiß unser Dichter sehr wohl,  
was er wie folgt ausdrückt: „Kamellen wassen in de Prignitz, wer weet



*L. Graebke*

wövöl! Ick sülwst hew as Jung för mien lew Mudder oft weck plücht bi  
Lenzen un hew hellisch dabi uppaßt, dat keen Hunnenblömer mang kemen.  
Un de Thee, den mien lew Mudder davon koken ded, wenn eener von uns  
Jungens Bukwehdoog har, slög immer god an. Nu, da ick een utwussen un  
bald utlewt Minsch bün, hew ick werrer anfungn, Kamellen to plücken,  
de sick utseiet hemmen up Prignitzer Land. Hunnenblömer wern woll völ  
mit mang sin; ick kann dat nu nich mehr ännern un weet dat ok nich so  
genau. Öwerst de Thee is jo allen god bekommen, un von völ Sieden bidden



se mi, noch mehr von de Blomen to plücken un se in de Prignitz un ok in de wiede Welt to schicken. Se meinen nämlich, sonn Thee würr de Lüd, de de Vörnehmen ‚Hypochonder‘ nennen, got bekomen un künn ok de Gesunden nich schoden . . .“

„Det an de Geschichten völ uttosetten is, det wet ick, det brukt mi keen Recesent to seggn. Sönnobends Obend müßt immer en Gedicht färig sin; un weil ick von Natur beten fuhl bün, güng ick immer erst spät an de Arbeit, un to d' Utstrieken un Verbetern blew keen Tied. Mi sülwst kümmt dit Bok vör as en Schapp, det keen Discher mokt hät, det von'n Timmermann tosamm baut un werer ansträken noch poliert ist. —“

Den Menschen für ihren Alltag recht viel Freude und Erholung zu schenken, war Graebkes Wunsch, und er hat sich bis heute voll erfüllt. Neben dem Humor spricht aber auch bittere Erfahrung des Lebens, Ernst und Weisheit des Alters aus seinen Zeilen. Besonders kommt das in dem Gedicht „Sünd Hunnenblömer mang“ zum Ausdruck.

Hermann Graebke starb am 8. August 1909 in Karlshorst bei Berlin und ist auf dem dortigen Friedhof beigesetzt worden. Seine Grabstätte war schon in den dreißiger Jahren im Verfall, und da sich trotz eines Aufrufs im damaligen „Prignitzer Heimatkalender“ niemand darum gekümmert hat, ist der Platz wieder neu belegt worden.

Für unser Lenzener Heimatmuseum würden wir gern noch das Büchlein „Großmutter in der Kinderstube“ erwerben oder fotokopieren lassen; es war bisher trotz aller Bemühungen nirgends aufzutreiben. Wir würden uns auch freuen, wenn einer der Leser dieser Zeitschrift bei der Suche nach weiterem Material über Hermann Graebke behilflich sein könnte. Das hier abgedruckte Bild war mit einem Text dem Pastor in Höxter gewidmet. Bisher ist es das einzige, was wir von Graebke besitzen; vielleicht hat noch jemand von den Lesern ein anderes, das er uns für unsere Graebke-Ecke im Museum zur Verfügung stellen könnte.

Die Dichtungen Hermann Graebkes sind:

Plattdütsche Gedichte, Berlin 1879

Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer, Zürich 1896

Prignitzer Vogelstimmen, Berlin 1902

Großmutter in der Kinderstube (Märchen in Plattdeutsch) 1905

Der Rattenfänger von Hameln, dramat. Märchen, Leipzig 1907  
(Theaterstück)

Een Verlobungsdag (Prignitzer Platt, Theaterstück) Pritzwalk 1909.



## *Unser Dossetal*

### I. Einleitung und Abgrenzung des Arbeitsgebietes

Das Verständnis für die Entwicklung des geographischen Milieus des Dossegebietes zwischen Wittstock und Teetz ist nur möglich, wenn zunächst Klarheit über jenes größere Landschaftsgebiet besteht, dem dieses nur als ganz kleiner Ausschnitt eingeordnet ist. Als solches ergibt sich das Gebiet des nördlichen Höhenzuges, der den nördlichen Teil der Prignitz und des Landes Ruppín durchzieht und hier in der Prignitz-Ruppiner Böschung, dem mit allmählicher Abdachung nach Südwesten vorgelagerten Sandergebiet und dem Dossetal eine typische glaziale Serie entwickelt hat.

In dieser Serie bildet die Prignitz-Ruppiner Böschung die Endmoräne des südlichen Teils der Hauptstillstandslage des letzten diluvialen Inlandeises, die sich deutlich, von Lübz kommend, in östlicher Richtung über Ganzlin, Stuer, Massow, Wredenhagen weiterhin verfolgen läßt, dann in der Gegend von Zempow scharf nach Süden umbiegt und sich über Wallitz bei Zühlen wiederum scharf nach Osten wendet. Wer auf der heutigen Kunststraße von Wittstock nach Rheinsberg fährt, der überquert diesen Endmoränenzug kurz vor dem ehemaligen Bahnhof Flecken Zechlin, von wo aus sich die Moräne rechts der Straße bis nach Rheinsberg hin verfolgen läßt.

Aus dieser Endmoräne entwickelt sich ganz unmerklich, jedes Steilgefälle ausgleichend, mit leichter Neigung nach Süden bzw. Westen das durch die Ausspülung und Auswaschung der Schmelzwässer dieser Eisstillstandslinie entstandene Sandergebiet, das seinerseits ebenso unmerklich in den breiten, ebenen Talboden des Dossetals übergeht. Hier sammelten sich die Schmelzwassermassen und nahmen ihren Abfluß nach Süden zu dem großen Urstromtal der unteren Elbe. Das Dossetal bildet somit als letztes Glied der oben gekennzeichneten glazialen Serie eine der größten diluvialen Abflußrinnen der Prignitz-Ruppiner Böschung.

Das in diesem Tal westlich vorgelagerte Einflußgebiet zeigt zwar nicht einen so ausgeprägten Charakter einer Endmoränenlandschaft, doch lassen sich auch hier von den Scharfen-Bergen bei Wittstock über Papenbruch, Liebenthal, nördlich Heiligengrabe Reste einer älteren Eisstillstandslage eindeutig feststellen. Offensichtlich haben wir es hier mit einer Stau- oder



Stauchmoräne zu tun, die ihre Entstehung einem während der Späteiszeit infolge vorübergehender Klimaverschlechterung hervorgerufenen kleinen Vorstoß einiger Eisloben verdankt.<sup>1)</sup> Auch von diesem Moränengebiet dehnt sich nach Osten zur Dosse und nach Süden ein Sandergebiet aus, das wiederum in eine besondere Abflußrinne ausläuft, die nördlich Herzsprung im Schwarzen See ihren Ursprung hat und sich von dort zum Königsberger See und zu der Seenkette des Herzsprunger-, Lellichower-, Kattenstieg, Borker- und Salzsees hinzieht.

Professor Solger, der die Entstehung der Urstromtäler durch die Schmelzwassertätigkeit bestreitet, stellt die Frage, warum nicht „die Seenkette der Prignitz von den heutigen Flüssen benutzt wird“, denn „die Seen der Prignitz liegen zwischen der Jäglitz und der Dosse, aber keiner von beiden Flüssen durchströmt sie.“<sup>2)</sup> Soweit dies die Dosse betrifft, dürfte die Erklärung hierfür darin zu suchen sein, daß diese Seenkette viel älteren, subglazialen Ursprungs ist, sich beim Abtauen des Eises mit Toteisblöcken verstopfte und von Sandmassen eingeschlämmt wurde. Außerdem wurde den von der nordöstlichen Endmoräne abfließenden Schmelzwässern der Abfluß nach Süden durch die oben erwähnte Staumoräne verwehrt, so daß sich die Dosse den bequemeren Weg nach Südosten bahnte, um erst unterhalb Wittstocks in die Südrichtung einzubiegen.

Wäre es uns vergönnt, das soeben beschriebene Gebiet aus der Vogelperspektive zu betrachten, so würden wir das Panorama zweier verschiedenaltiger Endmoränengebiete erkennen, die durch das breite Band des ebenen Dossetalbodens gleichsam zusammengehalten werden.

In diesem Gebiet liegt der in dieser Arbeit zu behandelnde Ausschnitt. Er findet seine Abgrenzung im Norden durch den Verlauf der Endmoräne bei Sewekow, reicht im Osten bis etwa an die Linie Sewekow—Rägelin, im Westen bis an die nördlich Herzsprung beginnende Prignitzer Seenkette und endet im Süden mit dem Eintritt der Lüttkendorfer in die Dosse.

## II. Das geographische Milieu und seine Elemente

Der Begriff „geographisches Milieu“ umfaßt die verschiedenen Elemente oder Seiten der uns umgebenden Natur, wie Oberflächengestaltung, Klima, die ober- und unterirdischen Gewässer, die Böden, die Pflanzen- und Tierwelt in ihren Zusammenhängen und ihrer wechselseitigen Bedingtheit.“<sup>3)</sup>

1) Särchinger, a. a. O., S. 254

2) Solger, Das Ende der Eiszeit, a. a. O., S. 62

3) Fernstudium der Lehrer, Geographie, 1. Lehrbrief, S. 9







## 1. Der Boden als Element des geographischen Milieus

### a) Morphologische Beschreibung

Im Norden des Arbeitsgebietes tritt die baltische Hauptendmoräne mit ihren südlichen Teilen, von Wredenhagen kommend, in das Arbeitsgebiet ein, verläuft mit einer Durchschnittshöhe von 90 m in östlicher Richtung bis Zempow und biegt dort scharf nach Süden um. Hier ist sie am ausgeprägtesten und bildet einige markante, aus der Umgebung herausragende Kuppen, die besonders schön in den Morgenbergen nordwestlich Zempow, dem Bohnenberg (94 m), den Eichholzbbergen (111 m) und den Blocksbergen hervortreten. Eine einzige Störung erfährt dieser gleichförmige Lauf der Endmoräne durch die Einbruchsstelle im Gebiet des Baal- und Dranser Sees, die jedoch nicht zur Dosse, sondern nach Norden zum großen Müritzsee entwässern. Der Moränenzug bildet somit die Wasserscheide für das linke Einzugsgebiet der Dosse. Die Gebiete östlich dieser Wasserscheide entwässern nach dem Rhin und seinem Seengebiet.

An die Hauptendmoräne lehnt sich, zumeist ganz unmerklich aus ihr hervorgehend, ein breites Sandgebiet, das sich, durchschnittlich mit einer Höhe von 90 bis 85 m an die Endmoräne ansetzend, ganz allmählich nach Westen bzw. Südwesten neigt und in einer Höhe von 60 bis 55 m ebenso unmerklich in das Dossetal übergeht. Aus dieser großen, fast ebenen Sandfläche, die als eins der schönsten und markantesten Sandergebiete zwischen Elbe und Oder anzusprechen ist, ragen einige runde und längliche, zum Teil ziemlich scharf abgesetzte und deshalb gut ausgeprägte Höhen heraus, die im Heideberg südöstlich von Schweinrich eine Höhe von 92 m, im Zootzen südwestlich Schweinrich 90 m und in dem sehr scharf hervortretenden Rockstädter Berg nördlich von Haßlow eine Höhe von 93 m erreichen. Weiter südlich, südwestlich von Gadow, treten Fuchs-, Wolfs- und Weheberge mit 6 bis 10 m sehr deutlich aus der Umgebung hervor. Einkerbungen in diese Sandebene bilden der Daberbach mit dem verlandeten Großen See und dem Berliner See, die Rockstädt und die anmutigen, an den Binenbach der Ruppiner Schweiz erinnernden kleinen aber tiefen V-Täler des Brause- und Splitterbaches und der Fernitz, die nach der Dosse hin abfließen. Verstreut eingesenkt in diese Fläche sind ferner zahlreiche kleinere und größere Mulden und Senken, die, einst mit Wasser, heute mit Moor und Torf gefüllt, „erblindete“, d. h. verlandete Seen und Teiche darstellen.

Nicht so gleichmäßig entwickelt sind die Bodenformen der westlichen Seite des Dosseeinzugsgebietes. Zwar können wir, wie eingangs bereits bemerkt, auch hier einen Moränenzug erkennen, der, in den Scharfen-



bergen bei Wittstock beginnend, zunächst in südlicher Richtung verläuft, alsdann scharf nach Nordwesten umbiegt und, mehr oder weniger hervortretend, über Papenbruch, Liebenthal, nördlich Heiligengrabe bei Maulbeerwalde das Arbeitsgebiet verläßt. Sie entwickelt auf diesem Zuge im Hotten-Berg (111 m), Hexenberg (118 m) und im Schenzelberg (109 m) erhebliche Steigungen. Ebenso wie auf der Ostseite geht auch diese Moräne nach Osten und Süden in einen ebenen Sander über, der bis in die Gegend von Herzsprung zur Dosse entwässert, von dort jedoch in der wenig nördlich Herzsprung beginnenden und sich zum Herzsprunger-, Lellichower-, und Katzenstieg-See hinziehenden Senke eine eigene Abflußrinne entwickelt hat. Nördlich Wittstock ist in den sich zur Dosse neigenden Sander das Gebiet der Gröper Wiesen eingebettet, aus denen die Glinze ihr Wasser empfängt und der Dosse zuführt.

Eingeschnitten in diese beiden Sandergebiete, zieht sich der teilweise bis zu 5 km breite, stellenweise aber auch sich bis zu 300 m verengende Dossetalboden in südsüdöstlicher und von Wittstock ab in südlicher Richtung dahin. Deutlich lassen sich an ihm drei Talstufen oder Talterrassen erkennen. Die Hauptterrasse trennt das Sandergebiet von dem alten diluvialen Talboden, während die zweite diesen Talboden von den heutigen Dossewiesen abhebt. Nicht ganz so deutlich läßt sich eine dritte Terrasse erkennen, die sich durch die jahreszeitlich bedingten Überschwemmungen der Dosse in Form von Uferdämmen gebildet hat.

Nördlich und östlich von Rossow bildet die Hauptmoräne eine deutlich erkennbare Ausbuchtung, die sich bis in die Höhe von Darsikow hinzieht und dort in die sich von Norden nach Süden erstreckende Darsikower Senke übergeht. Das Gebiet zwischen dieser Senke und dem Dossetal zeigt nicht so gleichmäßig ausgebildete Formen. In lebhaftem Wechsel reihen sich hier tiefe Mulden und ausgeprägte Kuppen aneinander, von denen die letzteren in Speck und Osterberg (62 m) östlich von Teetz ihre größte Höhe erreichen.

Beide Terrassen beginnen nördlich Wittstock in einer Höhe von 70 bzw. 65 m und haben sich bei Teetz bereits bis auf 50 bzw. 45 m gesenkt. Sowohl die Breite der Terrassen, als auch die an den vielen Windungen sehr hohen und gut ausgebildeten Prallufer mit den gegenüberliegenden breiten und flachen Gleitufeln lassen erkennen, daß dieses Dossetal ein typisches großes, diluviales Abflußtal ist, das für lange Zeit einen nicht unwesentlichen Teil der Schmelzwässer abgeführt haben muß.

(Wird fortgesetzt)





*Fischer an der Elbe beim Abwiegen des Fanges*





*Trocknende Netze*

Aufnahmen: Hilda Bismark, Perleberg



*Beim Bergen des Fanges*



HUBERT BOGER, WITTSTOCK

HEIMKEHR

*Kiefernwälder – Heidesand  
Und des Baalsees Silberband  
Schließen meine Träume ein. –  
Ließ mich manche stille Stunde  
In des Waldes kühlem Grunde  
Glücklich und zufrieden sein.*

*Buchenhalden – Birkenhain  
Heimat sel'ger Träumereien  
O, wie lieb ich dieses Land.  
Ob des Baalsees dunkle Tiefen  
Aus der Fremde heim mich riefen –  
Heim in dieses schöne Land? –*

Der Baalsee liegt beim Dorfe Dranse östlich von Wittstock. Er ist Anziehungspunkt für viele sommerliche Ferienlager. An seinem Nordufer liegt die idyllische Kuhmühle



## Zum Gedenktag für die Opfer des Faschismus am 9. September 1956

Viele unserer Besten, die heute als Arbeiter und Bauern, als Künstler, Ärzte, Ingenieure und Staatsmänner arbeiten und schaffen, um unseren Staat zu dem zu machen, was sie seit Jahren erträumten, saßen einstmals in der faschistischen Nacht in den Kerkern.

Wenige nur waren es, die alle Grausamkeiten lebendig überstanden.

Einer von Vielen — Kurt Schumacher

schrieb folgendes Bekenntnis. Der Brief wurde nach Jahren in einer Dielenritze der Zelle 8 des Berliner Gestapo-Kellers in der Prinz-Albrecht-Straße gefunden.

Das Schicksal Kurt Schumachers und der Inhalt dieses Bekenntnisses sind es wert, daß wir uns daran erinnern. Es ist ein Beispiel für Unzählige.

Von Beruf bin ich Bildhauer, Holzschnitzer. Riemenschneider, Veit Stoß, Jörg Ratgeb waren meine großen Kollegen, vor denen ich mich voll Demut im Dunkeln beuge. Sie starben an der Seite der Bauernrevolutionäre, im Kampfe gegen Fürsten und Kirche, gegen die Reaktion. Sie konnten nicht blind mit ansehen, wie die Bauern unter der Fron zugrunde zu gehen drohten. Ihr Herz zwang sie auf die Seite der Aufständischen gegen eine Reaktion, welche die Zeit zu ihren Gunsten festhalten wollte.

Deshalb sind ihre Kunstwerke auch so unendlich schön, weil sie in der Zeit standen. Denn nur die Werke der Künstler haben Weltgeltung, sind unsterblich, die im gesellschaftlichen Geschehen und seinen Konflikten standen und stehen, die eine kleine Welt in einer größeren Welt darstellen.

Warum führte ich nicht ein zurückgezogenes Künstlerleben, abseits aller Politik? Weil dann eben diese Kunst nur eine kleine Geltung gehabt hätte und nicht unsterblich lebendig gewesen wäre. So sterbe ich lieber, als daß ich das belanglose Leben der Vielen, Allzuvielen gelebt hätte. Es war wenigstens ein großes Ziel. Da außerdem das Dritte Reich nur seiner Kunst den Weg freigab, der Kunst einer politisch zum Untergang verurteilten Sache, war es zwangsläufig für mich, meine künstlerische Freiheit im politischen Kampf gegen ein nicht lebensfähiges chaotisches System zu erkämpfen, getreu den mittelalterlichen Vorgängern.

Kann je ein Mensch das Maß an Schmerzen, Kummer, Not, Elend und Verzweiflung ermessen, das all die Armen zu erdulden haben, weil sie an



eine friedliche Gemeinschaft der Völker glauben, die mit ihrer Hände Arbeit ein menschenwürdiges Dasein schaffen können, jenseits der Barbarei des Krieges, mit den ungeheuren technischen und organisatorischen Mitteln der Neuzeit großen Wohlstand erreichend, der Friede bedeutet. Ich war nicht genügend stumpfsinnig und hatte ein zu fühlendes Herz, um nicht auch mitbestrebt zu sein, das zu erringen. Deshalb bin ich hier.

„Der Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß er denken und danach handeln kann mit eigenem Wollen. Furchtbar das Los einer menschlichen Hammelherde, die zur Schlachtbank gejagt wird, und weiß nicht wofür.“

Gefesselt, unter fast ständiger Beobachtung geschrieben.

Ich weiß, daß meine, unsere Weltanschauung siegt, wenn auch wir, die kleine Vorhut fallen. Wir hätten gern dem deutschen Volk das Härteste erspart. Unsere kleine Schar hat aufrecht und tapfer gekämpft. Wir konnten nicht feige sein.



Aufn.: Werner Hinz, Kyritz

*SVK-Erholungsheim Karnzow bei Kyritz (ehem. Schloß)*



## NEUKO - die Neustädter Korbwarenindustrie

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 fanden viele Umsiedler, die zuvor auf Hitlers Befehl ihre Heimat hatten verlassen müssen, in Neustadt an der Dosse eine neue Heimat. Sie alle wollten Arbeit erhalten, um das nötige Brot kaufen zu können. Neustadt selbst besaß keine größeren Industrieunternehmen, die Beschäftigung hätten bieten können. Dennoch fanden sich damals Menschen zusammen, die eine Handarbeiter-Werkstatt gründeten und ihr den Namen „Heimko“ gaben. Sie beschäftigte 30 Heimarbeiterinnen. Daneben entstand ein kleiner Korbmacherbetrieb. Im August 1946 schlossen sich diese beiden Unternehmen zusammen und gründeten die „NEUKO“, die Neustädter Korbwarenindustrie. In der ersten Zeit fertigten die Betriebsmitglieder aus Stoffresten Puppen und Stofftiere an. Außerdem wurden Strohschuhe, Matten, Sohlen und Taschen hergestellt. Einige Kollegen bemühten sich um die Anfertigung von Spankörben. In dieser Zeit fehlten überall in Industrie und Landwirtschaft die verschiedensten Körbe. Darum beschlossen die Betriebsangehörigen, die Herstellung von Körben zu erweitern. Es mangelte aber an Material. Um dieses in ausreichender Menge zu erhalten, wurde die erste Weidenplantage angelegt. 1949 reichten die geernteten Weiden nicht mehr aus, die zweite Plantage entstand. Die Weidenkulturen wurden also erheblich vermehrt, und in dem gleichen Maße stieg die Zahl der Beschäftigten. Voll Stolz kann der Betrieb jetzt auf eine 16 ha große Weidenfläche schauen und eigenes Material zu grünen und weißen Korbwaren verarbeiten. Zu grünen Korbwaren (ungeschälte Weiden) rechnen Henkelkörbe, offene Körbe und Korbflaschen und zu weißen Korbwaren Korbmöbel, Schmuck- und Wäschekörbe.

Durch die Initiative einiger deutscher Menschen wurde der Betrieb aus dem Nichts heraus aufgebaut. Heute genießt er in der Deutschen Demokratischen Republik einen guten Ruf. Über den Großhandel werden von ihm alle Betriebe, die Korbwaren benötigen, beliefert. Die Zahl der Mitarbeiter hat sich laufend erhöht. Zur Zeit verfügt der Betrieb über 79 Betriebsangehörige, unter denen allein 50 Frauen sind. Daneben haben 17 Versehrte ebenfalls in ihm Arbeit gefunden. Das Korbmacherhandwerk wird von 7 weiblichen Lehrlingen unter der Anleitung eines Meisters erlernt. Von Jahr zu Jahr wurde die Produktion gesteigert und dadurch der Umsatz beträchtlich erhöht. Der Betrieb will aber nicht im Stillstand verharren. Für den 2. Fünfjahrplan unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates plant er eine weitere Steigerung um 50 Prozent. Ganz besonders können Frauen durch ihre Mitarbeit dazu beitragen, daß die vermehrten Anforderungen unserer Volkswirtschaft befriedigt werden können.



### Zum Todestag Gerhart Hauptmanns

Irgendwie zieht es mich aus frühen Jahren heraus immer wieder nach Hiddensee. So bin ich in der letzten Zeit mindestens alle zwei Jahre dort gewesen und habe auch in diesem Jahr die Insel wieder besucht. Meine ursprüngliche Absicht, zum Todestag Gerhart Hauptmanns, dem 6. Juni, bereits dort zu sein, ließ sich beruflich nicht ermöglichen. Aber eine Woche später war ich dann da. Am späten Nachmittag in Vitte angekommen, stand ich doch noch am gleichen Abend auf dem Inselfriedhof in Kloster an Gerhart Hauptmanns Grab, das dicht efeubewachsen dalag. Es erfüllt mich immer wieder mit Andacht und wehmütigem Schweigen, wenn ich hier stehe und von hier aus vielleicht, abseits der Menschen, noch ein wenig zwischen den Hügelketten umherstreife. Vielleicht ist es ein ähnliches Gefühl, das Stefan Zweig an dem schlichten Grabe Leo Tolstois beschlich, nur daß dort vielleicht Einsamkeit, Schlichtheit und Größe noch stärker in Erscheinung traten.

Ein paar Tage später fand ich mich im Hauptmannhaus. Hatte ich doch vor zwei Jahren in Schwerin anlässlich einer Kulturbundtagung selbst den Antrag gestellt, es zu einer würdigen Gedenkstätte herzurichten. Soweit die Mittel hierfür vorhanden waren, dürfte die Aufgabe zunächst als gelöst zu betrachten sein.

Man betritt heute das alte Wohnhaus, wo der Blick von einer Landkarte festgehalten wird, die Hauptmanns Reisen aufzeigt und die Orte, an denen die einzelnen Werke angeregt oder geschrieben wurden. Daneben Bilder von Uraufführungen seiner Werke und Bilder aus dem Familienkreis. Sehr schön eine Porträtreihe, die ihn selbst in den einzelnen Jahrzehnten darstellt, begonnen bei dem Studentenbildnis über die geistig starken des fünfzig- bzw. siebzigjährigen bis hin zu dem aus dem letzten Lebensjahr, das ihn so verzerrt und verquält darstellt.



Daneben finden sich Briefe von Kerr, Thomas Mann, Stefan Zweig und anderen, Buchwidmungen von Herbert Eulenberg und Franz Werfel. Auch die Reihe „Gerhart Hauptmann satirisch gesehen“, ist außerordentlich aufschlußreich und gut gestaltet. Leider fehlten Bücher. Trotz allem gab es einzelne Erstdrucke zu sehen, u. a. die Dramen „Ulrich von Lichtenstein“ und „Der arme Heinrich“ sowie die Erzählung „Fasching“. Interessant war ein Kleindruck „Tyll Eulenspiegel“ von Gerhart Hauptmann, ein Druck der niemals bekannt geworden ist und der die Vorstufe zu dem großen Versepos „Tyll Eulenspiegel“ darstellt.

Durch eine Bildergalerie, die im Kreuzgang untergebracht ist, gelangt man in das Abendzimmer, wie Hauptmann es nannte, und das Arbeitszimmer des Dichters. Hier hat man nun, entgegen früheren Gestaltungen, alles so hergestellt, wie es der Dichter zu Lebzeiten bewohnt hat. Hier atmet nun das Persönliche. Unwillkürlich wird man ganz still. Man steht vor dem großen Schreibtisch, blickt zu den Buchreihen in den Regalen hinüber. Hier hat man durch eine rote Kordelschnur das Zimmer aufgeteilt, um weitere Verluste von Büchern, die in früheren Jahren vorgekommen sein sollen, zu vermeiden. Und dann tritt man ganz still auf die Terrasse hinauf. Die Buchen rauschen, während man das Anwesen langsam verläßt, um noch einmal zum Friedhof hinaufzusteigen.

### In Gerhart Hauptmanns Arbeitszimmer

Tritt schweigend ein wie in des Tempels Mauer,  
neige das Haupt vor Ehrfurcht und vor Trauer,  
erspür' den Geist, der diesen Raum durchflutet,  
erfaß das Herz, das auch für dich geblutet.  
Der Meister selber ist's, der dir begegnet.  
Erfäß ihn ganz und geh und sei gesegnet.



## *Der Gollenberg bei Stölln und seine Umgebung*

Der Gollenberg ist ein Teil der Hügelkette, die von den Rhinower Bergen und von dem Gollenberg über den Steinberg bei Neuwerder und die Klessener Höhen bis zum Friesack verläuft.

Diese Höhen und die vielen südlich vorgelagerten Hügel sind in der letzten Eiszeit entstanden, der Weichseleiszeit, und zwar in einer mittleren Stillstandslage der Abschmelzung, als Endmoräne. Sie liegen wie große Inseln zwischen den Urstromtälern, die sich nördlich und südlich von ihnen entlang ziehen und mit Seitentälern auch die Reihe schneiden. Aufgebaut sind sie aus Gletscherschutt, grobem Kies und Steinschotter, in den bis oben große Findlinge eingebettet sind, die den Beweis geben, daß diese Berge nur durch die Eiszeit entstanden sein können. In der Nacheiszeit haben Schmelzwasser und Regen Sand und Lehm in das Vorland geschlemmt, den Lehm auch in Mulden in großen Schichten abgesetzt, wie beispielsweise in der Lehmgrube bei der Stöllner Mühle, wo er für Bauzwecke abgefahren wird. Das Vorland bietet meist guten Ackerboden mit lehmigem Sand.

Im Aufbau zeigen die Rhinower Berge eine ausgeprägte Kamm- bildung mit einzelnen abgesetzten Randbergen, wie dem „Hauptmannsberg“ an der Nordseite, und mit tiefen Auswaschungsrinnen, während die Stöllner Berge aus einer Gruppe von Bergkuppen bestehen, die einen tiefen Talkessel einschließen. Die höchste dieser Kuppen, der Gollenberg, erreicht eine Höhe von 108 m, mit der er steil aus der Luchtiefe aufsteigt und dadurch dem Auge das Bild eines imposanten Berges bietet und zum Ersteigen von dieser Seite einige Mühe aufwenden läßt.

Lohnend ist die Aussicht von der erklimmenen Höhe nach allen Seiten. Im Norden geht der Blick über das Luch, das, breit von Osten her, als Rhinluch mit dem Dossebruch vereint, eine fast tischebene Fläche bildet, in der die Talsandinseln und Dünenbildungen dieses Urstrombettes von oben nicht zu sehen sind. Fast versteckt zwischen vielen Erlenreihen, Pappeln, Weiden, Eichen und kleinen Kiefernwäldern liegen die vielen Siedlungen, die „Kolonien“, wie in einer großen Parklandschaft, und rechts im Hintergrund der Dreetzer See, westlich von Rhinow der Gülper See. Zu erkennen sind neben den Kirchtürmen die Hohenofener Papierfabrik, der Wasserturm des Gestüts und der des Bahnhofes Neustadt sowie im Hintergrund der Wusterhausener Dom. Der Nordrand des Luches ist deutlich abgegrenzt durch die Zernitzer Höhen, mit denen das Prignitzer



Höhenland beginnt, das wiederum ein Teil des nördlichen, des baltischen Höhenzuges ist. Im Westen zeigt sich am Horizont, in die Havelniederung vorspringend, der Havelberg mit seinem gewaltigen Dom. Es folgen die Kamernschen Berge und bei guter Sicht die Türme von Stendal und Tangermünde, im Süden Rathenow und die vielen Schlotte des Kunstseidewerkes Premnitz-Döberitz. Dazwischen und nach Südosten wechseln Berge und Talbildungen, die dem Havelland das freundliche Aussehen geben, als wäre es ein kleines Thüringen. Nach Osten reicht die Aussicht über Klessen und seinen Vermessungsturm bis Friesack.

Der Name Gollenberg oder zuweilen auch Golmberg wird als „goldener“ Berg erklärt, weil die Berge den größten Teil des Jahres mit trockenem gelben Gras bedeckt sind, das ihnen in der Sonne oft den goldenen Glanz verleiht. Besonders die Südhänge sind mit Heidekraut bedeckt; hier im August im blühenden Kraut ruhend, von Bienen und Hummeln umsummt, von Perlmutterfaltern umgaukelt, kein Haus bis in die weite Ferne sehend, kann man sich weit in der Lüneburger Heide liegend wännen. An einer Stelle des Nordhanges bei Rhinow, zwischen den beiden Brücken über die Eisenbahnschlucht, sprudelt eine kleine Quelle aus dem Berg, an der sich eine eigene Flora angesiedelt hat, vor allem mit Gauklerblumen (*Mimulus*) und Quellenehrenpreis (*Bachbunge*). Der obere Teil des Gülper Sees, der „Küdden“, zeigt das Bild eines jetzt fast zugewachsenen Sees. Vor zwanzig Jahren konnte er im Sommer noch mit dem Kahn befahren werden und war von Wasservögeln, besonders von Möwen, dicht bevölkert; jetzt hat er nur noch wenige offene Stellen mit reicher Sumpfpflanzenwelt.

Über die Entstehung des Gollenberges erzählt eine Sage: Die Herrin dieser Landschaften, Frau Harke, habe aus Ärger über das Auftreten der Mönche in Havelberg deren Kloster mit Sand zuschütten wollen, den sie, über das Land dahinfliegend, in ihrer großen Schürze trug. Bei Stölln sei das Schürzenband oder die Schürze gerissen, und der Sand habe den Berg aufgetürmt.

In halber Höhe, am Osthang des Gollenberges, ist dem Begründer des deutschen Segelfluges Otto Lilienthal ein Denkmal aus schlichten Feldsteinen gesetzt. Hier stürzte er bei einem seiner Flugversuche ab. Vor dem zweiten Weltkriege waren an der Nordseite des Berges die Gebäude der Segelfliegerschule errichtet, die mit ihren großen sauberen Rohrdächern sich prächtig in die Landschaft fügten. Der fast das ganze Jahr über an der Westseite der Berggruppe steigende Aufwind regte zu einem lebhaften Segelfliegerbetrieb an. Um auch bei Ostwind die andere Seite ausnützen zu können, waren hier die Hänge abgeholzt worden. Leider wurde die Schule am Ende des Krieges niedergebrannt. Jetzt ist an der gleichen Stelle eine neue Segelfliegerschule im Aufbau, eine der bedeutendsten des Bezirkes Potsdam, und es herrscht seit einigen Jahren wieder reger Flugbetrieb.



In den Bergen bieten sich viele Möglichkeiten zum Rodeln und Skilaufen. Vom Kamm der Rhinower Berge geht eine gut hergerichtete Rodelbahn bis in eine Talschlucht hinunter. Im Winter 1955 wurden zum erstenmal Bezirksmeisterschaften im Wintersport hier auskämpft.

Der Aufweg in die Rhinower Berge vor dem Bahnübergang und von der Chaussee aus führt in ein senkrecht zur Kammlinie laufendes Tal. Rechts geht es zum Hauptmannsberg, dem ersten lohnenden Aufstieg, und zur Kiesgrube; geradeaus führt der Weg in einen kleinen Talkessel, der wie ein Amphitheater gebaut ist und auf dessen Naturbühne eine Rhinower Laienspielgruppe mit großem Erfolg Schauspiele wie „Wilhelm Tell“ und „Heinrich der Deutsche“ aufführen konnte.

Für Natur- und Heimatfreunde und vor allem für die Schulen aus den Kreisen Kyritz und Rathenow bieten die Stöllner und die Rhinower Berge mit ihrer Umgebung geeignete Wanderziele.



Aufn.: Werner Hinz, Kyritz

*Reit- und Fahrturnier auf dem Kyritzer Sportplatz*



## Aus der Geschichte der beiden Breddiner Wassermühlen

(Unter Benutzung von Aufzeichnungen nach alten Akten des Preußischen Staatsarchivs zu Berlin-Dahlem von Prof. M. Wichmann).

Breddin im Kreise Kyritz ist ein großes Dorf. Es liegt an der Berlin—Hamburger Bahn. Einst besaß es zwei Wassermühlen.

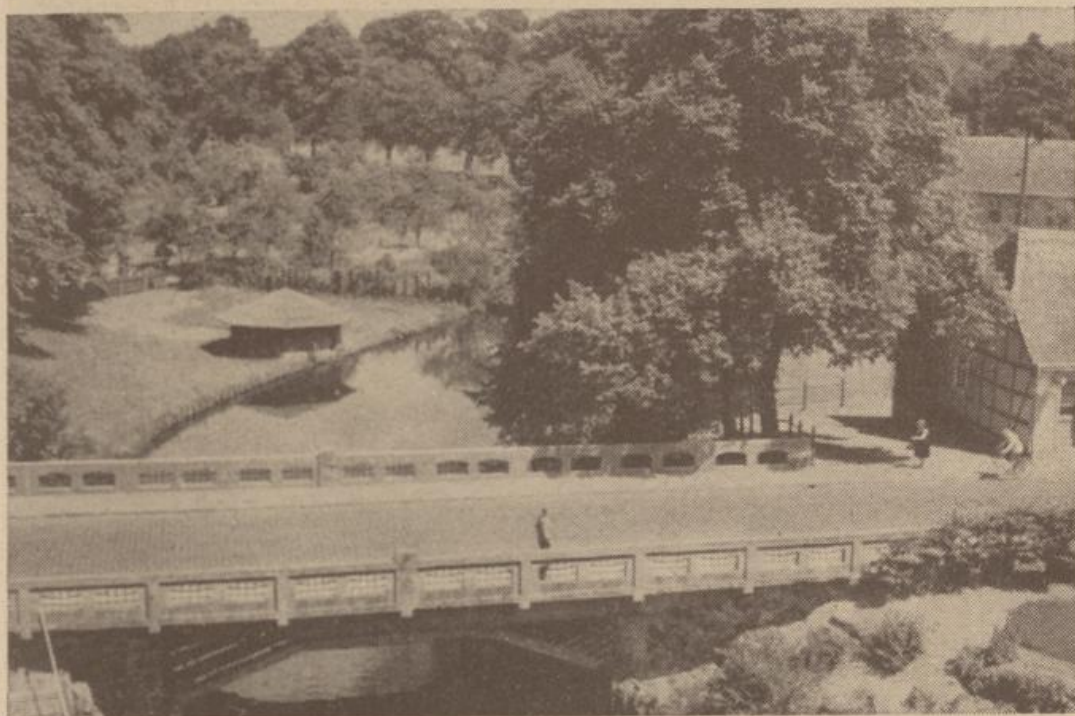
Seine Obermühle wurde 1520 erbaut. Die Untermühle wird älter gewesen sein; die Zeit ihrer Entstehung ist aber unbekannt. Beide Mühlen gehörten dem Domkapitel Havelberg. In seinem Besitz waren auch die Schäferei und Meierei in Kummernitz, einem Nachbardorfe Breddins. „Auf der Schäferei und Meierei“, so berichtet das Hausbuch des alten Havelberger Domkapitels aus dem Jahre 1620, „haben von alters her über 1000 Schafe und über 100 Häupter Kuhvieh und über 1½ Schock Schweine können gehalten werden; weil aber Äcker und Wiesen sehr bewachsen, wird es wohl so leicht zu solchem Stande nicht wieder kommen.“ Von den beiden Wassermühlen war schon damals die obere „ganz öde und wüste“; die untere hatte bei trockenem Sommer kaum Wasser und bedurfte häufiger Ausbesserungen. Durch die Nöte und Wirren des Dreißigjährigen Krieges gingen Schäferei und Meierei zugrunde. Erst nach dem Ende des Krieges wurden beide wieder eingerichtet und in Betrieb genommen. Allmählich nahm die Kopfzahl des Viehes wieder zu. Im Hausbuch von 1748, also 100 Jahre später, werden bereits wieder 100 Stück Kühe und 1500 Schafe erwähnt. Auch die beiden Wassermühlen fielen dem Krieg zum Opfer, beide brannten nieder. Nach dem Kriege bauten sie fleißige Hände bald wieder auf, und „neues Leben blühte aus den Ruinen“. Diesseits des Mühlengrabens wurden für den Müller und seine Gesellen zwei Wohnhäuser erbaut. Die Obermühle wurde verkauft, und das Domstift bezog von dem Müller bestimmte Abgaben. Die Untermühle hatte das Stift behalten; es besetzte sie mit Pachtmüllern. Der erste Müller dieser Art war der Mühlenmeister Jobst Metzeltin aus Neustadt an der Dosse.



Die Wasserverhältnisse waren für beide Mühlen äußerst ungünstig. Ganz besonders hatte die Obermühle unter Wassermangel zu leiden. Der Müller Balthasar Elfreich mußte, um seinen Betrieb aufrechtzuerhalten, das Wasser stark anstauen. Dadurch trat der Mühlenbach in seinem oberen Lauf über die Ufer und überschwemmte, besonders in Frühling und Herbst, die Felder und Wiesen der Gemeinden Damelack und Bendelin, so daß großer Schaden entstand. Die Bauern beschwerten sich beim Müller und forderten von ihm Abhilfe. Dem Müller aber war es nicht möglich, eine Änderung herbeizuführen, weil er sonst seinen Betrieb hätte einstellen müssen. Nun wandten sich die Bauern an die Behörde und baten um Abänderung dieses unhaltbaren Zustandes. Als alle Beschwerden der Gemeinden nicht zum Ziele führten, schritten die Bauern 1734 zur Selbsthilfe und zerschlugen eines Tages das Mühlenwehr. Diese Tatsache weckte die Behörden aus ihrem Schläfe. Sie verboten nun dem Müller das Anstauen des Wassers. Gleichzeitig erhielt er die Genehmigung, für die Wassermühle eine Windmühle auf dem Kümmeritzer Berg zu erbauen. Das Schicksal der Obermühle, deren Räder sich tagaus und tagein über 200 Jahre drehten, war damit besiegelt; sie wurde abgerissen. Aus ihren Balken und Brettern wurde am Bachufer ein Wohnhaus gebaut, das man im Volksmunde „Krähenschloß“ nannte. Das „Krähenschloß“ gehörte später zum Gut Kümmernitz und wurde von Arbeitern des Gutes bewohnt. An seinem Südwestgiebel sah man zwei geschnitzte eichene Türbogen. Seit 1954 wurde das Haus nicht mehr bewohnt, weil es inzwischen baufällig geworden war. 1954/55 wurde es bis auf wenige Mauerreste abgerissen. — Ab 1755 drehten sich die Flügel der neuen Windmühle auf dem Kümmeritzer Berg. Sie stand fast 200 Jahre auf dieser Höhe, bis sie Anfang dieses Jahrhunderts vom Sturm zerstört wurde.

Die Untermühle bestand weiter. Von allen umliegenden Dörfern und Gehöften brachten die Bauern ihr Korn zur Mühle. Ein Anbau nach dem andern wurde nötig, wodurch das alte Gebäude ein gar seltsames Aussehen erhielt. — Zuletzt wurde noch mit Dampfkraft gemahlen und dafür ein hoher, viereckiger Schornstein gebaut, weil die Kraft des Wassers für den Betrieb nicht mehr ausreichte. Später wurde es stiller und stiller auf dem Mühlenhofe. Der Betrieb wurde kleiner, und endlich ruhten die Räder ganz. Im Jahre 1951 wurde die Mühle von der Breddiner Firma Selle abgerissen. Nur noch der tiefe Wasserkessel, in dem das große Schaufelrad sich drehte, erinnert an das vergangene rege Leben und Treiben.





Aufn.: Hilda Bismark, Perleberg  
*Perleberg, Hamburger-Tor-Brücke*

WALTER BREDTHAUER, BERGE

## Hexenglaube und Hexenverfolgung in unserer Heimat

Die Beschwörung verstorbener Geister, das Besprechen von Krankheiten, das geheime Wissen um wirksame Heilmittel und Liebestränke, ist bei allen Naturvölkern zu einem Kult ausgebildet worden. Da namentlich alte Frauen in dem Ruf standen, diesen geheimen Wissensschatz zu bewahren und zu überliefern, zogen sie sich schon im frühen Mittelalter den Verdacht zu, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Sie wurden als Hexen und Zauberrinnen verschrien und waren der Verfolgung durch die Kirche wie der Bestrafung durch die weltliche Obrigkeit ausgesetzt.

Als durch die Renaissance das mittelalterliche Weltbild erschüttert wurde, zerbrach um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Autorität der katholischen Kirche. Eine allgemeine Hinwendung zur Welt machte sich bemerkbar. Sie spiegelt sich in den Angriffen von Huss, Luther, Calvin usw. gegen die



katholische Kirche, aber auch im Kleinen in den Kritiken am „Wilsnacker Wunderblut“ des Magdeburger Domherren Heinrich Toke 1443 wie im Durchbruch weltlicher Haltung der Havelberger Domherren 1474.

Um diesen Prestigeverlust auszugleichen, griff die Kirche zum Mittel der Inquisition und der Hexenprozesse. Papst Innozenz VIII. griff die Thesen des Scholastikers Thomas von Aquino (gest. 1274) auf, welcher den fleischlichen Verkehr der Hexen mit dem Teufel gelehrt hatte. Er gab 1484 die „Hexenbulle“ heraus und stellte in ihr Deutschland als ein von Hexen erfülltes Land hin. Er beauftragte die Inquisitoren Heinrich Institor (Krämer) und Jakob Sprenger damit, die Zauberer und Hexen aufzuspüren, sie vor Gericht zu bringen und auszurotten. Jakob Sprenger brachte 1487 das Verfahren gegen die Hexen in ein juristisches System, in einen Kriminalkodex, wie man Hexen aufspüren, ausfragen und unschädlich machen könne. Das war der „Hexenhammer“.

Dieser Hexenhammer löste eine wilde Jagd auf Hexen aus, getragen von mönchischem Fanatismus und den niedersten Regungen der menschlichen Seele. Als „Gosbraden“ pflegte der rohe Volkshumor diese Exekutionen zu bezeichnen. Der Hexenhammer blieb bis 1740, bis zur Abschaffung der Folter in Preußen, die Gesetzesgrundlage, an deren Vollmachten weltliche und geistliche Richter festhielten. Da auch Luther die Versuchung durch den Teufel gelehrt hatte und von der körperlichen Auffassung des bösen Geistes überzeugt war, zeigten sich die protestantischen Geistlichen fast noch geschäftiger als ihre katholischen Amtsbrüder. Ganze Gemeinden sind nachweisbar an diesem Morden zugrunde gegangen. Der Hexenrichter Balthasar Voß aus Fulda rühmte sich, in 11 Jahren 700 Hexen überliefert zu haben. Der Hexenrichter Remigius in Lothringen brachte es auf 800. Jakob Sprenger übergab in kurzer Zeit in Schwaben 84 Hexen dem Scheiterhaufen, ein Gutsbesitzer im Neubrandenburgischen 1670—1675 30, der Amtsschösser Leo zu Georgenthal (Sachsen) 38 Hexen. Als jedoch seine eigene Frau rote Augen bekam, wurde er selbst zum entschiedenen Gegner dieser Prozesse. Im Bistum Bayreuth wurden 1627—1629 200 Personen wegen Hexerei und Zauberei gerichtet, darunter Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren. In Bamberg waren es 1627—1630 285, in Henneberg (Sachsen) 1597—1676 179 Personen. So grauenhaft und erschütternd ist das Ausmaß dieser Verfolgungen gewesen, daß ihr Register für Deutschland auf 9 Millionen geschätzt wird.

Rote Augen, körperliche Gebrechen, wunderliches Benehmen, einsames Wohnen, unbedachte Scheltworte, Beziehungen zu einer Hingerichteten genügten, um der Folter und dem Feuertode ausgeliefert zu werden. Da es kein Recht im Sinne geschriebener Gesetze gab und nur nach mündlichem Gewohnheitsrecht geurteilt wurde, schwebte den Bürgern und Bauern buchstäblich das Schwert über dem Nacken. Der Richter spekulierte auf das von der Angeklagten einzuziehende Vermögen, welches zwischen ihm,



der Kirche und dem Häscher aufgeteilt wurde. Danach können wir uns den Verlauf des Prozesses ausmalen.

Er begann mit dem Ausfragen durch den Hexenrichter: „Ob sie auch etliche Stücklein, sie seien so gering sie wollen, gelernt, als den Kühen die Milch zu nehmen, oder Raupen zu machen, auch Nebel und derselbigen gleichen? Ob sie Gott verleugnet und mit was Worten? Ob und in wessen Beisein sie mit dem Teufel verkehrt, mit was Ceremonien, an was Ort, zu was Zeiten, und mit oder ohne Charakter? Ob er Verschreibung von ihr habe? Ob dieselbe mit Blut, und was für Blut, oder mit Dinte geschrieben? Wann er ihr erschienen? Ob er allein Heirat oder Buhlschaft von ihr begehrt? Wie er sich genennet? Was für Kleider, wie auch seine Füße ausgesehen? Wieviel sie Männer getötet? Weiber, Kinder? Wieviel sie nur verletzt? Wieviel Vieh, wieviel Hagel, und was derselbe gewirkt? Ob sie auch und durch was Mittel verwandeln könne? Wielange es, daß sie ihre Hochzeit mit ihrem Buhlen gehalten? Wo sie bei nächtlicher Weil Zehrung gehalten, auf dem Felde, in Wäldern oder Kellern, auch wer jederzeit bei und mit gewesen? Wieviel sie junge Kinder geholfen essen? Wem sie selbige genommen oder auf den Kirchhöfen ausgegraben? Wie sie selbige zugerichtet, gebraten oder gesotten? Wozu das Haupt, die Hände, die Füße gebraucht? Ob sie auch Schmalz von solchen Kindern genommen? Wozu sie das brauchen? Auch ob sie zur Machung von Wettern nicht Kinderschmalz haben müßten? Wieviel Kindbetterinnen sie umbringen helfen? Oder ob sie Kindbetterinnen auf den Kirchhöfen geholfen auszugraben? Und wozu sie es gebraucht? Wielange sie daran gesotten? Wieviel Wetter, Reifen, Nebel sie geholfen machen? Ob ihr Buhl auch zu ihr kommen? Ob sie aus dem Fette ermordeter, ungetaufter Kinder eine Salbe bereitet, um zum Blocksberg auffliegen zu können?“

Führten diese Fragen des Hexenrichters nicht zum gewünschten Erfolg, so setzten die „Proben“ ein:

1. Die Wasserprobe oder das Hexenbad. Die Angeklagte wurde an einem Seil in das Wasser gelassen. Sank sie unter, so war sie schuldig. Schwamm sie oben, so war es ein Werk des Teufels.
2. Die Waagenprobe: Die Bechuldigte mußte schwerer sein, als geschätzt worden war.
3. Die Nadelprobe: Eine Warze oder ein Körpermal wurde durch Nadelstiche untersucht. Kam kein Blut oder zeigte sich keine Schmerzäußerung, so war das Mal vom Teufel aufgedrückt.
4. Die Tränenprobe: Mangel an Tränen beim Foltern galt als Zeichen der Schuld.

Zuletzt kam das Schmerzliche, die Folter. Vor der Tortur wurde der Körper genau untersucht. Alle Haare wurden geschoren, um das Teufelsmal zu entdecken. Dann begann das Quetschen der Daumen mit dem Daumenstock. Es folgte der spanische Stiefel, der durch Beinschrauben



Schienbein und Waden quetschte. Um den Schmerz zu erhöhen, klopfte man mit dem Hammer auf die Schrauben. Aber noch steigerte sich die Tortur. Die Hände wurden auf dem Rücken gebunden. Bald schwebte die Inquisitin in freier Luft, bald an einer aufgerichteten und mit spitzen Höckern versehenen Leiter (Gespickter Hase). Stundenlang blieb die Gequälte so hängen, oft noch mit Gewichten an den Füßen beschwert. Fiel sie in Ohnmacht, so hielt man es für den Beistand des Teufels und kam mit brennendem Schwefel zu Hilfe oder mit Licht, welches man unter Arme und Fußsohlen hielt. Das genügte, um jedwede Aussage zu erzwingen. Auch jedem Hexenrichter würde es so ergangen sein. Spee sagt darüber. „Behandelt die Kirchenobern, mich selbst ebenso wie jene Unglücklichen, werft uns auf dieselben Foltern — und ihr werdet uns alle als Zauberer erfinden.“ Auf die Prozeßführung selbst konnte keiner Einfluß nehmen: „Man hatte sich das Wort gegeben, denjenigen zu erschlagen.“

So nahm der Prozeß seinen Verlauf und endete mit dem Urteil: „Demnach sprechen wir vor Recht: Hat Inquisitin gestanden und bekennet, so wird sie mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Von Rechtswegen.“ Der Amtsschösser publizierte das Urteil. Der Scharfrichter fuhr die Angeklagte auf einem zweirädrigen Karren zur Richtstätte, dem Galgenberg. Der Stab wurde über ihr zerbrochen und sie mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht.

Aber, wie unsinnig sind die Gründe, die zu Folter und Feuertod führten:

„weil sie durch ein Wachmännlein dem Herzog nach dem Leben getrachtet“ — Schwerin 1336

„wegen Vergiftung und verdorbener Bierbräu“ — 1509/1565 Perleberg

„weil sie an einer Feldscheide 3 Steine im Namen aller Teufel genommen“ — Königsberg 1552

„weil sie sich oft in eine Stute verwandelt und mit dem Teufel fleischlichen Umgang gehabt habe“ — 18jähriges Mädchen 1553

„weil sie Mädchen behext habe“ — 1564

„weil sie 9 Tage lang vor Sonnenaufgang einen neuen Napf mit Bier und Brot in einen Fliederstrauch hinter der Schinderet gesetzt und die Worte gesprochen: „Guten Morgen, Fliederstrauch, du viel Gute. Ich bringe dir Bier und Brot, du sollst mir helfen aus aller Not, und so du mir helfen wirst, so werde ich morgen wieder bei dir sein.“ — Beskow 1583

„weil sie eine Sonnenfinsternis verursacht habe“ — 1653

„weil sie ein Feuermännlein im Keller habe“ — 1661

„weil sie Säue behext, giftige Kröten geboren und ihrem Manne alte Kuhstricke statt Wurst gegeben habe“ — Losenrade 1663

„weil sie einen Topf mit Wasser in Gottes Namen auf den Hof des Bürgermeisters gegossen“ — Belitz 1704

Fortsetzung folgt



Das Heft enthält:

	Seite
Vorwort der Redaktion	261
Werner Mayer, Pritzwalk: Zum Tag des Friedens — Zerstörung und Aufbau des Pritzwalker Bahnhofes	262
Arthur Grüneberg, Lenzen: „Hermann Graebke“	265
K. Andree, Fretzdorf: Unser Dossetal	271
Hubert Boger, Wittstock: Heimkehr	278
Hans Seiler, Perleberg: Zum Gedenktag für die Opfer des Faschismus am 9. September 1956	279
Emmi Bockje, Neustadt/Dosse: NEUKO, die Neustädter Korb- warenindustrie	281
Kurt v. Rönne, Perleberg: Zum Todestag Gerhard Hauptmanns	282
Ernst Hamisch, Groß-Derschau: Der Gfollenberg bei Stölln und seine Umgebung	284
Otto Wostmann, Breddin: Aus der Geschichte der beiden Breddiner Wassermühlen	287
Walter Bredthauer, Berge: Hexenglaube und Hexenverfolgung in unserer Heimat	289

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission  
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Altes Gemäuer im jungen Grün (Wehrturm in Pritzwalk) . Foto: F. Baude

2. Umschlagseite: Bassewitzfest in Kyritz. Der von Bassewitz läßt sich von seiner  
Magd aus der Hand wahrsagen. Aufn.: Werner Hinz, Kyritz

4. Umschlagseite: Stätte der Erholung. Insel im Kyritzer Untersee.

Aufn.: Werner Hinz, Kyritz

Septemberheft 1956 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen  
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten  
der Kreise, Abt. Volksbildung u. Abt. Kultur, Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk  
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 677-56 - 5728



